

Arme Zeisige der Gedankenlosigkeit

Heinrich Heine gegen die schwäbische Schule:

zum 150. Todestag des Dichters

Kaum jemand hat den Namen Heinrich Heines so beschädigt wie jene drei Autoren, die von ihm der „schwäbischen Dichterschule“ zugerechnet wurden: Gustav Schwab, Wolfgang Menzel und Gustav Pfizer. In seinem „Schwabenspiegel“ versuchte Heine, Rache zu üben. Aus Anlass seines 150. Todestages am 17. Februar sei an diese Fehde erinnert.

„Stukkert“, das war für Heine mehr als nur Stuttgart. Es liegt gleichfalls am Neckar, und dort werden notorisch „Nudeln“ und „fromme Metzelsuppen“ verspeist. Der Ort ist Hauptwohnsitz aller „Philister“ und Inbegriff deutscher Biedermeier-Muffigkeit. Symbolisch steht „Stukkert“ für eine dem Fortschritt mißtrauende, untertanenselige Mentalität, die Heine hasste und die er seinen schwäbischen Gegnern zuschrieb, auch wenn sie aus Tübingen, Esslingen, Gomaringen, Waiblingen oder Weinsberg stammten.

Als der „Schwabenspiegel“ im „Jahrbuch der Literatur“ Ende 1838, erschien, war der Streit schon seit Jahren im Gang. Ediert wurde das „Jahrbuch“ von Heines Verleger Julius Campe, und der hatte seinem Periodikum, in dem noch acht andere Autoren vertreten waren, ein Bildporträt Heinrich Heines beigegeben. Das war als Bekenntnis zu seinem so berühmten wie berühmtesten Autor zu verstehen. Heine geht gleich zu Beginn des

„Schwabenspiegels“ auf dieses Bild ein, und er spricht von einem „Schabernack“, den sein Verleger „den lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule“ habe antun wollen. Denn im Jahr davor, als der von einem anderen, in dieser Sache neutralen Verleger herausgebrachte „Deutsche Musenalmanach“ mit Heines Konterfei hatte erscheinen sollen, zogen alle Beiträger aus dem schwäbischen Dichterkreis, vorneweg Gustav Schwab, ihre Gedichte zurück. So weit waren Hass und Abscheu bereits gediehen. Nun hielt Heine ihnen entgegen, sie hätten sich gegen sein Gesicht „verschworen“.

Schwab war es auch gewesen, der 1828 den ersten Schwabenstreich gegen Heine austeilte. Da rezensierte er dessen „Buch der Lieder“, mit dem der 31-Jährige über Nacht berühmt geworden war. Schwab schlug zielsicher den Grundton der kommenden Fehde an, der sich danach nur noch verschärfen konnte. Zwar lobt er einzelne Gedichte Heines, macht dann aber prinzipielle Einwände geltend: Heine sei „der erste, in dessen Liederdichtungen jene weltverhöhrende Stimmung eines zerrissenen Gemütes Grundton geworden ist“. Nirgends diene Heines Humor der „geheimen Versöhnung“ zwischen Leben und Poesie, zwischen Leben und Ideal, sondern sei nur grell, kalt und vernichtend, was „vielleicht durch das Lebensschicksal des Dichters bedingt“ sei. Damit war Heine, seit drei Jahren evangelisch getauft, als Jude gemeint. Zunächst klingt es durchaus noch positiv: unausgesprochen scheint Schwab ihm zugute zu halten, dass er vermutlich gar nicht anders könne, da seine Erfahrungen als Jude unter Deutschen zu schlecht, sprich: zu wenig vom Wohlwollen der Mehrheitsgesellschaft geprägt seien.

Schwab war einer der einflussreichsten Kritiker der schwäbischen Schule. Damals arbeitete er noch in Stuttgart als Redakteur des „Literaturblattes“, einer Beilage zu Cottas nicht nur in Württemberg vielgelesenem kulturkonservativen „Morgenblatt für die gebildeten Stände“, bevor er 1837 Pfarrer in Gomaringen wurde. Schwabs scharfe Kritik an Heine sprach sich herum – sogar bis München, wo der frisch promovierte Jurist auf eine Universitäts-Professur hoffte. Diese Hoffnung zerschlug sich. Freilich nicht nur wegen Schwabs Rezension, sondern auch weil seit der „Harzreise“ Heine der Ruf vorausging, ein Radikaler zu sein: gegen die Kirche, gegen den Adel, gegen die Professoren eingenommen. Nach Schwabs verheerender Pflege von Heines Image musste dieser sich endgültig auf den Beruf des freien Schriftstellers einstellen.

1831 zog Heine nach Paris, einesteils, weil ihn die „Hauptstadt Europas“, wie er später sagte, magisch anzog und er sich dort eine Erneuerung seines Schreibens erhoffte; zum anderen, weil er in seiner deutschen Heimat keine Zukunft sah, zu stark waren die Mächte der Unfreiheit, vor allem die Zensur. Heine war nicht der einzige, der zu dieser Zeit auswanderte. Fortan gehörte er als einer der wichtigsten und umstrittensten Köpfe zur linken und liberalen deutschen Emigration, die sich an der Seine niedergelassen hatte, nicht ohne für einen Umschwung jenseits des Rheins zu kämpfen. Das blieb auch dort nicht unbemerkt, und so verbot die Deutsche Bundesversammlung, das zentrale Machtorgan der Restauration, im Dezember 1835 sämtliche Schriften Heinrich Heines sowie anderer Autoren des „sogenannten jungen Deutschland“, wie es hieß. Die Gründe im Ori-

ginalton: frechste Angriffe auf das Christentum, Herabwürdigung bestehender sozialer Verhältnisse, Zerstörung von Zucht und Sittlichkeit. Die Kriterien für dieses Gruppen-Berufsverbot - bis dahin einmalig in der deutschen Literaturgeschichte - hatte mit seinen Artikeln nicht ganz unfreiwillig Wolfgang Menzel geliefert, der Literaturpapst der Zeit und Schwabs Vorgesetzter als Herausgeber des Stuttgarter „Literaturblatts“. In Menzels Idiom trug der Feind den Namen: „jüdische Lasterrepublik des etablierten Hauses Heine und Kompagnie“. Ausgenommen von der Anschwärtzung blieb nur Ludwig Börne – der war ein Gegner Heines und sollte in dieser Gegnerschaft bestärkt werden; eine Rechnung, die so ganz und gar nicht aufging: Denn zwei Jahre darauf war es eben jener Börne, der, ohne sich deswegen mit Heine zu vertragen, Menzels Ruf für alle Zukunft zerstörte, und zwar mit seiner Schrift „Menzel der Franzosenfresser“.

Das Ziel der Menzelschen Verleumdung war klar: Die Emigranten sollten als ernste Konkurrenten vor allem im Zeitschriftenwesen vom deutschen Literatur-Markt vertrieben werden. Um das zu erreichen, gab Menzel vor, Nation, Altar und Thron zu verteidigen. Doch Heine durchschaute ihn. In seiner 1837 erschienenen Broschüre „Über den Denunzianten“ schreibt er: „Wohnte Herr Menzel in Peking statt in Stuttgart, so schrieb er jetzt vielleicht Artikel gegen das ‚junge China‘.“ Der schwäbischen Schule empfiehlt er, ihrem nächsten Almanach vorne ein Bild Menzels einzukleben: „Das Publikum würde gleich bemerken: er sieht gar nicht aus wie Goethe, ... dieser Vorkämpfer des Germanismus sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole ... jeder Backenknochen ein Kalmuck!“ Man

sieht es an den Waffen: Eine publizistische Vernichtungsschlacht bahnte sich an. Auch sollte Heine im „Schwabenspiegel“ die Schmähung, Menzel, eigentlich Schlesier (Heine sagt gehässig „Kaschube“), sei „weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutscher“, lustvoll wiederholen. Auf das Angebot, sich mit ihm zu duellieren, war Menzel nicht eingegangen.

Der „Schwabenspiegel“ ist eine Schrift von kaum mehr als einem Dutzend Druckseiten. Doch kaum war er erschienen, lehnte Heine es in einer Presseerklärung ab, als ihr Autor zu gelten; zu „verstümmelt“ sei der Text – doch von wem? Nicht vom Zensor, wie er vermutet, sondern von den „Wahlverwandten“ der gescholtenen Schwaben, die ihr Unwesen auch in der Redaktion des „Jahrbuchs“ zu treiben schienen, was Heines Verleger ohnmächtig einräumen musste. Dieser Befund bestätigte die von Heine angenommene Tendenz, ihn in Deutschland zum Schweigen zu bringen, während die „Denunziatoren“, die er „besprechen“ wolle, „den größten Teil der deutschen Presse mißbrauchen dürfen“. Heines Originalmanuskript des „Schwabenspiegels“ gilt übrigens als verschollen.

Im Grunde ist diese Schrift ein satirisches Bestiarium. Ein wahrer Zoo von Tiervergleichen: Schwab tummelt sich zwar als Hering unter Sardellen, seine wahre Größe aber wird erst sichtbar neben dem „Walfisch“ Schiller. Uhlands Freund Karl Mayer, „welcher auf Latein Carolus Magnus heißt“, erscheint als „matte Fliege“, die „Maikäfer“ besingt. Er soll „sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen“. Und Gustav Pfizer, ebenfalls Redakteur des „Morgenblatts“, gleicht einer „reflektierenden Fledermaus“, hat überhaupt nichts von maikäferhaft-

krabbeliger Gemütlichkeit, sondern „riecht“ vielmehr nach Schillers „Totengruft“, womit Heine wahrscheinlich Schubarts „Fürstengruft“ gemeint hat. Pfizer wird nicht nur sprichwörtlich zum Henker von Old Bailey gewünscht, in dessen Rolle Heine sich selbst hineinphantasiert. „Sollte ich je imstande sein, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiss nicht lange zappeln lassen.“

Und die anderen? Kerner ist zwar ein „Narr“, doch seine Gedichte sind „nicht ganz und gar schlecht“. Von Mörike hat Heine gehört, dass er ein „ausgezeichneter Dichter“ sei, weshalb er den Namen fortlässt und dafür „Herr ***“ schreibt. Und Uhland? Ein „großer Dichter“, allerdings einer, der nur die romantisch-mittelalterlichen Töne nachgeahmt, aber keine „neue, eigentümliche Sangesart aufgebracht“ hat. So war es sinngemäß schon in Heines „Romantischer Schule“ von 1835 zu lesen, und dieses Verdikt soll die Schwabendichter am meisten gegen seinen Urheber aufgebracht haben; zumal es auch noch derart intoniert war: „(Uhland hat) alle möglichen Tugenden und nur einen Fehler: er ist tot. Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen sein, dass das hohe Ritterross, mit seinen bunten Wappendecken und stolzen Federbüschen, nie recht gepasst habe zu seinem bürgerlichen Reuter, der an den Füßen, statt Stiefeln mit goldenen Sporen, nur Schuh mit seidenen Strümpfen, und auf dem Haupte, statt eines Helms, nur einen Tübinger Doktorhut getragen hat.“ Uhland hat sich zu Heines Sottisen ebensowenig geäußert wie Kerner.

Wer stand sich in diesem Streit eigentlich gegenüber? Die schwäbischen Dichter und Kritiker, soweit sie Landeskinder wa-

ren, bildeten eine enge, durchaus von Toleranz und Liberalität getragene Denk- und Gefühls-Gemeinschaft, in die auch ihre Familien einbezogen wurden. Sie kannten sich seit der Universität, die in allen Fällen Tübingen hieß, teilten Werte wie die Heimatverbundenheit – und gehörten zur Oberschicht. Sie waren im Hauptberuf Professoren, Pfarrer, Richter, Ärzte, Staatsbeamte oder Redakteure, und das Dichten war für sie eine Nebenbeschäftigung, die nicht unter existentielllem Zwang stand. Das Ästhetische galt als Teil der Geselligkeit, es war nichts Absolutes. Sie veröffentlichten gemeinsam und lasen einander im vertrauten Kreis vor, überwiegend Lyrik; „in Schwaben lyrisiert alles“, wie einem Zeitgenossen auffiel. Das Programm hatte einst Kerner vorgegeben: „Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur, / Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt – Natur!“

Dagegen Heine: Einzelgänger, Emigrant, Städter, Angehöriger der ersten jüdischen Generation nach dem Ghetto; häufig polemisch gestimmt, oft unfair, nicht selten frivol, auch herabsetzend; Dichtung und Existenz fallen bei ihm nicht auseinander – und nicht allein, weil er vom Schreiben leben *muss*. Er ist poetischer Artist und Zeitungsschreiber in einem; radikal und reizbar, der moderne Typ: Eine seiner Lieblingsvokabeln lautet „zerrissen“. Einzige Heimat ist für ihn die (deutsche) Sprache; sie liebt er über alles. Doch wenn er seinen Feinden im „Schwabenspiegel“ den Satz um die Ohren haut: „Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig wert, dass man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind“, dann ist das die antiromantische Kraftmeie-

rei eines Romantikers, der in „Stukkert“ Eindruck schinden muss.

Der übelste Angriff auf Heine ging von dem Redakteur Pfizer aus. Er wurde Anfang 1838 in der „Deutschen Vierteljahresschrift“ vorgetragen und war unmittelbar Anlass für den „Schwabenspiegel“. Der ganze Kreis stand hinter dieser Eskalation und begrüßte in Privatbriefen oder auch öffentlich, dass hier mit Kanonen auf einen einzelnen Spatzen geschossen wurde. Die Tiervergleiche, die Heine kurz darauf mit Tiervergleichen vergalt – sie haben in Pfizers Phantasmen ihren Ursprung: Heine die „Wespe“, Heine die „Hornisse“; als „corrupt“, sogar als potentieller Mörder wird er hingestellt (ob das metaphorisch zu nehmen sei, bleibt offen); seine Dichtung firmiert summarisch als „Heines Brühe“.

Den Höhepunkt aber bildet die Infamie gegen den Juden: Heines angeblichen „Religionshass“ führt Pfizer auf dessen Judentum zurück; sein Übertritt zum Christentum sei „äußerlich“ geblieben, was man daran sehen könne, dass Heines „Witz“ und „Dreistigkeit“ nach wie vor jüdisch seien; überhaupt rühre die polemische Tendenz der Gegenwartsliteratur von ihrem neuerlichen Hang zum „Judaisiren“ her. Pfizer warnt die deutschen Juden, „mit einem Heine unter der Decke zu spielen“, während sie ihn öffentlich ablehnten. Sonst bräuchten sie sich nicht zu wundern, wenn die Judenfeindschaft wachse. Mit anderen Worten: Heine versucht nach Pfizer-Logik nicht allein, den kulturellen Einfluss der Juden zu vergrößern, er ist auch schuld am Antisemitismus!

Nun gab es damals schlimmere Ausfälle gegen den Juden Heine. Sein Dichter-Konkurrent August von Platen-Hallermünde beschimpfte ihn als „Petrark des Laubhüttenfests“, als „Synagogenstolz“ mit „Knoblauchsgeschmack“ und einem „verstümmelten Teil“; Heine zahlte es ihm auf demselben Niveau heim, indem er in seinem ersten Lucca-Reisebuch gegen Platen als Homosexuellen pöbelte. Pfizer, Schwab und andere indessen verliehen dem antijüdischen Ressentiment zwar einen weniger brutalpolemischen Ausdruck als der gemeine Antisemit Platen. Doch genau auf diese Art machten sie dieses Ressentiment in bürgerlichen Kreisen salonfähig und ließen es mit schwäbischer Humanität und Herzensbildung vereinbar erscheinen. Es muss leider deutlich gesagt werden: Die Vertreter der schwäbischen Schule hatten einen nicht geringen Anteil an Heines literarischer Expatriierung.

Sie ließen ihn folglich lange nicht los. Wie Gespenster, mal lächerlich, mal bedrohlich, irrlichtern sie noch durch die Verse des „Atta Troll“. Und sie fangen erst an, sich im Vorwort zu einer späten französischen Ausgabe der „Reisebilder“ zu verflüchtigen, wo Heine sich ihrer fast schon milde als der „armen Zeisige der Gedankenlosigkeit“ erinnert, die in der „kläglichen“ deutschen Literatur von 1830 leider den Ton angegeben hätten. Doch erst in der „Matratzengruft“ - so nannte er sein Sterbelager -, scheint er mit ihnen ganz und gar fertig zu sein. Ja, da sehnt er sich sogar danach - wehmütig und ironisch zugleich -, so einfach und so ruhmlos zu leben wie sie; aber eben doch zu *leben!* Und er legt dem Homerischen Achill im Hades die folgenden Worte in den Mund: „Der kleinste lebendige Philister /

Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher ist er / Als ich, der Peli-
de, der tote Held, / Der Schattenfürst in der Unterwelt.“

(in: Schwäbische Tagblatt, Tübingen, 11. Februar 2006)